Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: RM. 8.—, halbjährlich: RM. 4.—, vierteljährlich: RM. 2.—. Einzelnummer 20 Pf. / Verlag, Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Herzog-Max-Straße Nr. 4.

Inhalt:

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Pfennig / Familien-Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des Herzog-Max-Straße 4 / Tel. 93099 „Jüdischen Echos“, München, Postscheck-Konto: München 3987.

Nr. 9 **München, 2. März 1928** **15. Jahrgang**

Das „Jüd. Echo“ ist auch zu beziehen durch die Bchhdlg. Niederhuber Zentral-Zeitungsvertr., München, Maximilian-Wurzerstr. 5, Tel. 23363

1928 Wochenkalender 5688

	März	Adar	Bemerkungen
Sonntag	4	12	
Montag	5	13	תענית אסתר
Dienstag	6	14	פורים
Mittwoch	7	15	שושן פורים
Donnerstag	8	16	
Freitag	9	17	
Samstag	10	18	כי תשא פרשת פרה

Das Jüdische Echo

Nummer 9 | **2. März** | **15. Jahrgang**

An unsere Leser!

In dem Bestreben, den Inhalt unseres Blattes reicher zu gestalten, haben wir uns entschlossen, ihm vom 1. März ab eine „Romanbeilage“ beizugeben, in der wir zunächst eine außerordentlich interessante und spannende historische Erzählung des bekannten jüdischen Schriftstellers Schalom Asch

„Die Zauberin von Kastilien“

veröffentlichen. Wir beginnen in dieser Nummer mit dem Abdruck dieses Werkes und hoffen, daß die plastische und erschütternde Darstellung jüdischen Martyriums im römischen Ghetto, indem sie unseren Lesern angeregte Stunden bereitet, doch auch dazu beiträgt, den Sinn für jüdische Geschichte und jüdisches Leben zu erwecken und zu steigern.

Die Redaktion

Zum 1. April neu hinzutretende Abonnenten erhalten auf Verlangen die bereits erschienenen Nummern der Romanbeilage kostenlos nachgeliefert.

Der zersetzende Einfluß der Mischehe

Das wichtigste innerjüdische Zeitproblem

Von Herbert Philippsthal (Charlottenburg)

Vom sozialpolitischen Ausschuß des preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden wurde nach Zeitungsmeldungen vor kurzem ein Preisausschreiben über „Das großstädtische Wohnungsproblem und sein Einfluß auf die jüdische Bevölkerung“ der Öffentlichkeit unterbreitet, dessen Bearbeitung kaum Schwierigkeiten bieten dürfte, da es auf Juden und Nichtjuden gleicherweise Anwendung findet und schon häufig Bearbeiter gefunden hat. Die Geburtenfrage und ihre Auswirkungen scheinen uns in einer für den jüdischen Bevölkerungsteil spezialisierten Betrachtung infolge der besonderen Entwicklungstendenzen bedeutsamer zu sein, und ebenso der zersetzende Einfluß der Mischehe auf die jüdische Familie. Neben dem Geburtenrückgang stellt die Mischehe die Zukunft der Juden in Deutschland überhaupt in Frage.

Es ist bekannt, daß man in den Kreisen, die es angehen sollte, kraft ihrer Stellung im innerjüdischen Leben, kraft ihres Einflusses, nicht selten statt einer Auseinandersetzung über obiges Thema weniger bedeutende Punkte auf die Tagesordnung setzt, ja, absichtlich einer eingehenden Besprechung aus dem Wege geht, um zahlungsfähige Steuerzahler nicht vor den Kopf zu stoßen. Wir haben gleichsam das „Rühr-mich-nicht-an“ der jüdischen Gemeindevertretungen vor uns. Der ehrliche Jude, dem Religion und Rasse am Herzen liegt, der nicht nur äußerlich für seine Vergangenheit kämpft, sondern auch innerlich von dem bleibenden Wert des Judentums überzeugt ist, kann und darf das Überhandnehmen der Mischehen nicht ignorieren.

Die jüdisch-christliche Mischehe ist bereits etwas Alltägliches. Es gibt kaum noch eine Familie in Deutschland, in der keine eheliche Gemeinschaft zwischen Juden und Nichtjuden besteht. Von den jüdischen Gemeindevertretern sollte man eine genaue Orientierung über den Stand der Frage erwarten. Nicht einmal das wenige Zahlenmaterial staatlicher und städtischer Ämter ist allseitig bekannt. So wird überall das brennende Problem der Mischehe unterschätzt. Die Situation ist eindeutig. In der Zeit von 1901—1925 wurden in Deutschland insgesamt bei 93661 jüdischen Ehen 29904 (32,3 Prozent) Mischehen geschlossen.

Jüdische Ehen und Mischehen in der Nachkriegszeit:

Jahr	jüdische Ehen	Mischehen		auf 100 jüd. Ehen kommen Mischehen
		Mann jüd.	Frau jüd.	
1901	3878	342	316	16
1919	6295	1080	849	30
1920	7497	1315	896	29
1921	5617	1126	764	33
1922	5025	1285	753	40
1923	4833	1306	702	37
1924	3310	1019	528	48
1925	2904	910	440	46

Die jüdischen Ehen weisen eine rückläufige Tendenz auf, die Mischehen bewegen sich zwar auch in fallender Richtung, doch langsamer, so daß dem absoluten kein gleicher relativer Rückgang an die Seite zu stellen ist. Auch ist es auffallend, daß mehr als doppelt soviel jüdische Männer Christinnen heiraten als umgekehrt. In der Zeit von 1919—1925: 8041 jüdische Männer — 4932 nichtjüdische Männer! Nicht allein für das jüdische Volk im allgemeinen, sondern für die jüdische Frau im besonderen spitzt sich die Situation zu. Die Möglichkeit, mit einem jüdischen Ehegatten eine Ehe einzugehen, wird immer schwieriger, da ja die Männer gleichen Glaubens ihre Liebe in ständig zunehmendem Maße der christlichen Frau schenken. Obige Zahlen erbringen den Beweis. Die Gründe im einzelnen aufzuzählen, erübrigt sich, denn sie sind allgemein bekannt.

Die Folgen der Mischehe sind für die Gesamtheit und die Familie verschieden. Die Gesamtheit hat vor allem ein Interesse daran, zu erfahren, was in religiöser Beziehung aus den Kindern wird. Nach dem vorhandenen Zahlenmaterial werden die den Mischehen entsprießenden Kinder vorwiegend in der christlichen Religion erzogen. Folgende Tabelle aus dem Jahre 1910 zeigt es uns für Preußen:

Zahl und Konfession der Kinder.
Mischehen:

Religion der Kinder	evang. Mann jüd. Frau	kath. Mann jüd. Frau	jüd. Mann nichtjüd. Frau
	2000	479	3712
evangelisch	2042	58	2586
katholisch	4	405	437
jüdisch	465	217	1117
unbestimmt	71	16	184
Haushaltungen:			
mit Kindern	1264	313	2181
ohne Kinder	736	166	1531

Hiernach bestanden zur Zeit der Volkszählung des Jahres 1910 in Preußen 6191 Mischehen und in ihnen lebten 7602 Kinder; 1799 oder 23 Prozent wurden als Juden erzogen. Die Kinder aus Mischehen gehen also, wie oben erwähnt, überwiegend dem Judentum verloren. Ferner sehen wir eine Kinderarmut vor unseren Augen, die ihresgleichen sucht. Das Einkindersystem ist vollkommen durchgeführt, das Keinkindersystem sehr weit verbreitet. Dies war im Jahre 1910. Wie wird es heutigen Tages, nach dem Krieg und seinen furchtbaren Folgen, sein? Theilhaber hat kürzlich für Groß-Berlin ähnliche Feststellungen getroffen, indem er berechnete, daß von 100 Mischehen durchschnittlich nur jede vierte überhaupt Kinder bekommt, ferner jede zehnte Familie ein zweites Kind. Die Aussichten über die Kinderlosigkeit der Mischehen sind verschieden. Die Elemente, die eine solche Ehe eingehen, sind eben jeder Verantwortung für das Judentum und seine Zukunft bar.

Der jüdische Mann, der eine Christin heiratet, übersieht infolge Fehlens der notwendigen Aufklärung meistens die so weitreichenden Folgen. Er bezahlt nach wie vor seine Synagogensteuern und glaubt, auf solche Weise seine Verpflichtungen dem Judentum gegenüber erfüllt zu haben. Die jüdischen Freunde, die den Verkehr bilden, nehmen in ihrer Großzügigkeit auch keinen Anstoß an der neuen Eheverbindung, so daß alles äußerlich beim Alten bleibt. Zur Beruhigung der Familie, vor allem der Eltern, wird oft die Christin Jüdin. Im letzten Monat traten in Berlin 16 Frauen zum Judentum über. Eine kurze Unterrichtszeit, der Rabbiner mimt das Taufzeremoniell. Macht man sich in Rabbinatskreisen nicht endlich klar, daß ein solcher Übertritt allein aus äußeren Gründen geschieht? Religiöse Weltanschauung ist kein Produkt der Stunde. Typisch, daß die früheren Christinnen meistens nach einem frühzeitigen Tode des Mannes den alten Glauben wieder annehmen. Eine Charakterlosigkeit tritt uns entgegen, die ihre Deutung darin findet, daß diese Frauen oft den untersten Schichten des Volkes entstammen, keineswegs aber als Repräsentantinnen vornehmer Christen zu gelten haben.

Die jüdischen Familien geraten durch das Eindringen der Mischehe in eine schwierige Situation. Eine innere Zersetzung beginnt, die das enge Band der Familie zerreißt, Unfrieden erzeugt, seelisches Leid gebiert. Kleine Ursachen, furchtbare Wirkungen. Auch die Kinder erreichen nur in den seltensten Fällen das Niveau reinrassiger Kinder. Sie wissen nicht, wohin sie gehören, und die Zwiespältigkeit vergällt ihr Dasein bis ans Lebensende.

Zum Schluß sei es erlaubt, einige Stimmen führender Autoren zu bringen. So meint Ruppin, dessen Urteil allseitig geschätzt wird, daß die Mischehe keineswegs zur Höherzüchtung der Rassen beitrage. „Was aber als sicher anzunehmen ist, das ist, daß die Mischehe die Rassencharaktere auslöscht und der Bildung besonders hochbegabter Nachkommen abträglich ist. Ein hochbegabtes jüdisches Ehepaar kann mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten, daß es seine Anlagen in den Kindern, sogar in noch höherem Maße, wiederfinden wird. Bei einer Mischehe besteht diese Wahrscheinlichkeit nicht, denn die Rassenveranlagung des Vaters und der Mutter ist verschieden. Das Kind wird natürlich auch seine Anlagen vom Vater und der Mutter haben, aber diese Anlagen werden im Kinde nicht potenziert, sondern abgeblaßt erscheinen. Das Kind wird in der Regel nicht ‚rassig' sein und nicht über ‚eine mittelmäßige Begabung' herauskommen."

Sombart, der keineswegs als Philosemit anzusprechen ist, führt folgendes aus: „Zunächst erscheint es mir immer ein Gewinn, wenn irgendwelche Art auch immer auf dieser Erde vor der Vernichtung bewahrt bleibt, weil mir ein ganz großer Wert in dem Reichtum an Arten überhaupt zu liegen scheint. Es mag

sich um Pflanzen- oder Tier- oder Menschenarten handeln. Bunt soll die Welt sein.... Jede Art zu erhalten, ist ein Gewinn! Aber natürlich ein um so größerer Gewinn ist die Erhaltung einer Art, je wertvoller diese ist. Brauche ich zu sagen, daß wir im Judenvolke, wenn wir es als Ganzes betrachten, eine der wertvollsten Arten vor uns sehen, die das Menschengeschlecht hervorgebracht hat? Welche gewaltige Lücke müßte in der Menschenwelt entstehen, wenn die jüdische Art verschwände! Von allen Einzelheiten abgesehen: Das Judenvolk ist es, das seit den Propheten den großen ethischen Ton in das Menschheitskonzert gebracht hat und durch seine besten Söhne auch heute immer wieder bringt.... Wir wollen die tiefen, traurigen Judenaugen niemals verlieren. Denn mit ihnen gingen andere Schönheiten aus dieser Welt heim: die wundersame Melancholie der jüdischen Dichtung, wie sie in Heinrich Heine uns offenbart worden ist; der jüdische Witz und vielerlei sonst, was uns wert ist und was diese Welt reich macht." Ähnliches sagt Theilhaber in seinem sehr instruktiven Werk „Der Untergang der deutschen Juden". Individuelle Heiraten zwischen Juden und Christen haben, physiologisch genommen, wenig Zweck. In moralisch-ethisch-historischer Hinsicht halte ich solche Heiraten für direkt verderblich. Verderblich für die Reinheit des Stammes, verderblich für die weitere Durchführung der konsequenten jüdischen Gesetzgebung, verderblich mit einem Wort für den Geist des Judentums, der, aller Stagnation abhold, der Fortschrittsfaktor der Weltgeschichte ist.... Die Mischehe ist erst das letzte Glied der Kette. Mittels eigener Unfruchtbarkeit würde es natürlich noch viele Generationen dauern, bis die deutschen Juden ausgestorben sind. Wenn aber die Zweikinderehe die Zahl der Juden aufs empfindlichste dezimiert und die nun von Generation zu Generation an und für sich weniger Werdenden sich innig mit der Umgebung vermischen, dann wird der Effekt — das Ende — bald erreicht sein."

Tagung des Großen Rates des Preußischen Landesverbandes

Berlin, 27. Februar. (JTA.) Am Sonntag, dem 26. Februar, trat der Große Rat des Preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden zu einer Sitzung zusammen, die u. a. der Vorbereitung des zum 25. März einberufenen Verbandstages dienen sollte. Zu Kommissaren des Rates für den Verbandstag wurden sämtliche Mitglieder des engeren Rates bestimmt.

Zu der am kommenden Sonntag in Nürnberg zusammentretenden Konferenz der Vertreter sämtlicher deutschen Landesverbände wurden vom Preußenverband neben einigen Herren u. a. die Herren Kammergerichtsrat Wolff, Professor Türk, Rechtsanwalt Dr. Klee, Direktor Kareski, Ministerialdirektor Badt und Dr. Freund delegiert. Es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese Tagung endgültige Beschlüsse über die Gestaltung des Reichsverbandes der deutschen Juden wird fassen können.

Der Rat beschloß, dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung als Sachverständigen für jüdische Angelegenheiten Herrn Dr. Freund vorzuschlagen.

Über den Etat, der auch der Landesversammlung vorliegen wird, und der eine Höhe von 1 200 000 RM. hat, berichtete ausführlich Direktor Kareski; über das Normalstatut, das den angeschlossenen Gemeinden in Vorschlag gebracht werden soll, Rechtsanwalt Dr. Klee. In Betreff des Judengesetzes wurde, um eine einheitliche Stellungnahme des Verbandes zu ermöglichen, beschlossen, in erneuter Beratung die Wünsche der Jüdischen Volkspartei, die diese auf dem letzten Verbandstag formuliert hat, mit dem gegenwärtigen Entwurf in Einklang zu bringen; ein entsprechend modifizierter neuer Entwurf wird alsdann der Landesversammlung zugeleitet werden.

Der Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden wird bei der Nürnberger Tagung vertreten sein durch die Herren Oberlehrer Dingfelder, Rabbiner Dr. Freudenthal, JR. Dr. Hommel, KR. Landau, OLGR. Dr. Neumeyer, Rosenzweig, Rabbiner Dr. Stein, JR. E. Straus.

Die Staatszuschüsse für die jüdischen Gemeinden in Preußen

Berlin, 22. Februar. (JTA.) Der Hauptausschuß des Preußischen Landtags, der gegenwärtig über den Etat des Unterrichtsministeriums berät, hat in seiner gestrigen Sitzung den Antrag der kommunistischen Fraktion, die Position in Kapitel 182, Titel 90, betreffend die Auszahlung von 400 000 RM. zugunsten leistungsschwacher Synagogengemeinden zu streichen, abgelehnt, so daß diese Position als ständige bestehen bleibt.

Dagegen beschloß der Hauptausschuß, die Position in Kapitel 193, Titel 123a, betreffend Auszahlung von 200 000 RM. (widerrufliches Bedürfnis) als Zuschüsse an die Synagogengemeinden zur Besoldung ihrer Rabbiner, zur Versorgung der Ruhestandsrabbiner und der Hinterbliebenen der Rabbiner zu streichen.

Die Kommunisten und die Deutschnationalen stimmten in beiden Fällen gegen die jüdischen Positionen. Die Sozialdemokraten übten bei der Abstimmung über die zweite Position Stimmenthaltung.

Der Beschluß des Hauptausschusses ist selbstverständlich kein endgültiger. Es ist schon wiederholt vorgekommen, daß der Hauptausschuß sich gegen jüdische Positionen aussprach, die dann vom Plenum des Landtags angenommen worden sind.

Nationalsozialisten vor Gericht

6 Nationalsozialisten wegen antisemitischen Landfriedensbruch zu mehrmonatiger Gefängnisstrafe verurteilt

Berlin, 27. Februar. (JTA.) Aus Chemnitz wird telegraphiert: Am 9. Januar 1927 wurde im Zentrum vom Chemnitz der vor seinem Geschäft weilende jüdische Kaufmann Berdaß von einem vorbeiziehenden Trupp Nationalsozialisten angefallen und blutig geschlagen. Als die Polizei den Namen des Zugführers feststellen wollte, wurde Berdaß erneut geschlagen und ein bereits verhafteter Nationalsozialist von etwa 20 Gesinnungsfreunden gewaltsam aus den Händen des Polizeibeamten befreit. In der ersten Verhandlung wurden vier von sieben Angeklagten freigesprochen, zwei wegen einfacher Körperverletzung zu drei Monaten sechs Wochen Gefängnis und der Führer der Abteilung nur wegen Mitführung eines gefährlichen Werkzeuges zu drei Tagen Haft verurteilt.

Der Staatsanwalt plädierte sowohl in der ersten Verhandlung als auch in der Berufsverhandlung vor der Strafkammer des Landgerichts Chemnitz am 25. Februar d. J. nur auf gemeinschaftliche Körperverletzung, während der Rechtsbeistand des Überfallenen Landfriedensbruch deshalb als erwiesen ansah, weil der geschlossene Zug der Nationalsozialisten den Willen des gemeinschaftlichen Überfalls gehabt haben mußte. Trotz aller dieser Feststellungen, die den Tatbestand des Landfriedensbruches eindeutig ergaben, forderte der Staatsanwalt auch diesmal wiederum nur Verurteilung von vier Angeklagten wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung und beantragte niedrige Strafen.

Das Berufungsgericht unter dem persönlichen Vorsitz des Landgerichtspräsidenten nahm entgegen dem Staatsanwalt unter Aufhebung des früheren Urteils bei allen sechs Angeklagten Landfriedensbruch in Tateinheit mit Körperverletzung an und verurteilte die beiden Haupttäter zu je sieben Monaten Gefängnis, die übrigen zu Gefängnisstrafen von drei bis vier Monaten. Der Umstand, daß die Angeklagten jung und unvorbestraft waren, hat das Gericht bewogen, von einer Zuchthausstrafe abzusehen. Das Gericht betonte, daß diese Verbrechen wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit auf der Straße außerordentlich schwer bewertet werden müßten, und daß die Empörung aller anständigen Bürger berechtigt sei. Aus diesem Grunde lehnte das Gericht eine Bewährungsfrist für alle Angeklagten ab.

Milde gegen andere nationalsozialistische Landfriedensbrecher

Berlin, 27. Februar. (JTA.) In Potsdam hatten sich sieben nationalsozialistische Rowdies wegen Landfriedensbruches zu verantworten. Das Urteil fiel sehr milde aus. Im Verlauf der Verhandlung ereignete sich der folgende Zwischenfall:

Ein Polizeioberwachtmeister meldete nach der Mittagspause dem Gerichtsvorsitzenden, Landgerichtsdirektor Warmuth, einer der angeklagten Nationalsozialisten, Werner Teichert, habe in der Pause laut auf dem Korridor gesagt: „Die Polizei und das Gericht sind die reinsten Judendirnen geworden."

Worauf Herr Warmuth nach dem Bericht des „Vorwärts" erklärte, das Gericht stehe auf dem Standpunkt, daß die Äußerung so albern sei, daß sie das Gericht nicht berühre.

Dazu bemerkt die „Welt am Montag": „Nehmen wir den Fall an, ein kommunistischer Angeklagter hätte gesagt: ‚Die Polizei und das Gericht sind die reinsten Junkerdirnen geworden.' Wäre Herr Warmuth auch über eine solche Äußerung mit so großpapalicher Milde hinweggehuscht?"

Palästinafragen im britischen Parlament

London, 22. Februar. (JTA.) In der Sitzung des Unterhauses stellte Sir Robert Thomas Fragen betreffend die Handels- und Finanzlage Palästinas. Der Kolonienminister Amery erwiderte, daß der Budgetabschluß der Palästinaregierung für die mit 31. September 1927 endenden neun Monate einen geringen Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben aufweist, wobei das Ausgabenbudget schon die Zinsenzahlung für die jüngste Palästina-Anleihe einschloß. Der Budgetentwurf für 1928 weist ein Defizit von £ 120.742 auf, das sich aus dem Zinsenerfordernis in Höhe von £ 170.000 für die jüngste Anleihe erklärt.

Charleton wies darauf hin, daß die letzten Arbeiterunruhen in Palästina auf die Konkurrenz der billigen arabischen Arbeitskraft zurückzuführen ist, und fragte den Minister an, ob er darauf sehen wolle, daß in Palästina die Fair Wage Clause (Mindesttarif) eingeführt werde. Amery erwiderte, es sei Tatsache, daß in Petach Tikwah Unruhen stattgefunden haben. Was den letzten Teil der Frage betrifft, so habe er der am 28. Februar von J. Colonel Wedgwood erteilten Antwort nichts hinzuzufügen. Der Oberkommissär für Palästina ist sich der Notwendigkeit bewußt, daß bessere Arbeitsbedingungen im Lande geschaffen werden müssen, die Einführung einer Fair Wage Clause würde aber in einem Lande mit so verschiedenem Lebensstandard der einzelnen Bevölkerungsteile Schwierigkeiten hervorrufen.

Lieut-Colonel Sir Frederick Hall fragte den den Minister, ob ihm bekannt sei, daß in Jaffa und Jerusalem Sowjetagenten kommunistische Propagandaschulen unterhalten, die die revolutionäre Niederwerfung des British Empire zum Ziele haben; ob die Regierung nicht dem Beispiel der übrigen Orientländer folgen und die Agitatoren

des Landes verweisen wolle. Amery erwiderte, der Oberkommissar beherrsche die Situation vollkommen.

Colonel Howard Bury fragte, ob Nowomeysky die Garantie gegeben habe, daß er über genügend Kapital verfügt, um die ihm verliehene Tote-Meer-Konzession ausnutzen zu können und ob dieses Kapital britisch sei. Amery erwiderte, er sei nicht in der Lage, diese Fragen zu beantworten. Howard Bury sagte dann, die Tatsache dieser Konzession rufe einen schlimmeren Skandal hervor als die seinerzeitige Ruthenberg-Konzession es getan habe und sie werde unter den Arabern Unmut hervorrufen. Der Sprecher des Hauses rief den Redner zur Sache.

Der Kommunist Saklatvala fragte, ob der Minister nicht den Namen des jüdischen Kommunisten in Palästina nennen wolle, der vor kurzem zur Landesverweisung und außerdem zu 12 Peitschenhieben verurteilt worden war. Minister Amery erwiderte: Weder ich noch der Oberkommissar, den ich telegraphisch befragt habe, wissen etwas davon, daß ein jüdischer Häftling in Palästina seit dem Bestehen der britischen Okkupation je der Prügelstrafe unterworfen worden war. Damit schloß die Debatte.

Neues Erdbeben in Palästina

Häuser in Jerusalem beschädigt, die Allenby-Jordanbrücke unpassierbar, keine Menschenopfer

J e r u s a l e m, 23. Februar. (JTA.) Palästina wurde abermals von einem starken Erdbeben heimgesucht, das verhältnismäßig geringen Schaden anrichtete und auch keine Menschenopfer gefordert hat. Am Mittwoch, dem 22. Februar, 3 Uhr morgens, wurde der erste Stoß verspürt, der nur gering war und nur in gewissen Gegenden wahrgenommen worden ist. Um 7 Uhr 50 abends aber erfolgte ein zweiter sehr starker Stoß, der im gesamten Lande verspürt worden ist. In Jerusalem, Jericho und Tel-Awiw wurden meherere Häuser beschädigt, von denen einige unbewohnbar geworden sind. Das Gebäude der hebräischen Universität zu Jerusalem weist an mehreren Stellen Sprünge auf. Die über den Jordan führende Allenby-Brücke wurde so stark beschädigt, daß der Verkehr über sie eingestellt werden mußte.

Der Bevölkerung in Jerusalem und im ganzen Lande bemächtigte sich große Besorgnis, es trat aber bald Beruhigung ein, da die Stöße sich nicht wiederholten. Menschenleben sind nirgends zu beklagen, auch Verletzungen kamen nicht vor.

J e r u s a l e m, 24. Februar. (JTA.) Der am Mittwoch, dem 22. Februar, 7 Uhr 50 Minuten abends, erfolgte zweite Erdstoß hat außer in Jerusalem, Jericho und Tel-Awiw auch in den Städten Hebron, Haifa, Afuleh, Acco, Ludd, Tiberias, Nazareth, Nablus, Ramleh und in anderen Orten großen Schaden verursacht; überall wurden mehrere Wohnhäuser, sowie Regierungs- und Magistratsgebäude mehr oder weniger schwer beschädigt und unbewohnbar gemacht. In zahlreichen Orten verbrachten Araber wie Juden die Nacht vom 22. zum 23. Februar im Freien, da sie eine Wiederholung der Erdstöße und einen Einsturz der Häuser befürchteten. Die Telephonverbindungen sind an vielen Stellen des Landes gestört. Menschenleben sind nirgends zu beklagen. Nur in der Jerusalemer Altstadt hatte eine Frau, die durch den Erdstoß einen Nervenschock erlitt, eine Frühgeburt. Das in der Renovierung befindliche, seit dem Erdbeben im Juni unbenutzte Regierungsgebäude auf dem Ölberg wurde abermals beschädigt.

Aus der jüdischen Welt

Eine internationale Blamage für den hakenkreuzlerischen österreichischen Skiverband

W i e n, 22. Februar. (JTA.) Der „Österreichische Skiverband“, der durch jüdische Leistungen groß geworden ist, hat bekanntlich den Arierparagraphen eingeführt, weshalb er die Vertretung des österreichischen Skisports im internationalen Verband an den unpolitischen Allgemeinen Österreichischen Skiverband abgeben mußte. Das ist nach einer scharfen Kritik an dem österreichischen Skiverband im Jahre 1925 in einem Kongreß in Labti in Finnland geschehen. Um aber den Mitgliedern des Österreichischen Skiverbandes bei den eben beendeten Olympischen Winterspielen in St. Moritz doch die Startmöglichkeit zu geben, wurde hier nach langen Kompromißverhandlungen die sogenannte „Österreichische Skidelegation“ geschaffen. Dies wurde jetzt beim internationalen Skikongreß in St. Moritz zwar von der Fis (Federation Internationale de Ski) aufgenommen, doch wurde folgender von den deutschen und französischen Vertretern formulierter Antrag angenommen: „Ein Skiverband, der sich weigert, Ski-Organisationen aus Gründen der Konfession und der Rasse aufzunehmen, kann nicht Mitglied der Fis sein.“

Die Numerus-Clausus-Vorlage vom ungarischen Parlament angenommen

B u d a p e s t, 24. Februar. (JTA.) Im Abgeordnetenhaus wurde heute die Generaldebatte über den Numerus clausus beendet und die Abstimmung vorgenommen. Die Abstimmung, die mit Namensaufruf erfolgte, ergab, daß von 245 Mitgliedern des Hauses 171 anwesend waren, demnach 74 Abgeordnete, also fast ein Drittel, fehlten. Für die Annahme der Regierungsvorlage stimmten 139, dagegen 32 Abgeordnete. Die meisten Mitglieder der Regierungspartei stimmten für die Revision, während die Rechtsliberalen und die Mitglieder der christlichen Wirtschaftspartei gemeinsam mit der Opposition dagegen stimmten. Die Abstimmung ging unter lärmenden Äußerlichkeiten vor sich. Die abstimmenden Abgeordneten wurden je nach ihrer Parteistellung von den Gegnern mit höhnischen Zurufen begrüßt.

Ein jüdischer Professor begeht Selbstmord vor seinen Schülern

B u d a p e s t, 23. Februar. (JTA.) In einem Klassenraum des Gymnasiums der Budapester jüdischen Gemeinde hat der Professor für klassische Sprachen, Leo Bruck, während er auf dem Katheder saß und zu seinen Schülern sprach, Selbstmord begangen.

Kurz nach Beginn des Unterrichts verlangte er ein Glas Wasser, mit dem er eine große Dosis Veronal einnahm. Der Professor hielt den ahnungslosen Schülern eine kurze Abschiedsrede, in der er mitteilte, er habe sich während des Krieges ein schweres Leiden zugezogen, das sich so weit ver-

schlimmert habe, daß ihm das Leben unerträglich geworden sei. Nach dem Muster des Sokrates habe er inmitten seiner Schüler den Giftbecher getrunken. Dann brach er bewußtlos zusammen. Er wurde ins Krankenhaus geschafft, wo er heute starb.

Die Warschauer Universität und das Institut für jüdische Wissenschaft

Warschau, 21. Dezember. (JTA.) Wie schon mitgeteilt, wurde gestern im Hause der Bnei-Brith-Loge das von Prof. Dr. M. Balaban, Senator Dr. M. Braude und Abg. J. Grünbaum gegründete Institut für jüdische Wissenschaft in Anwesenheit von Vertretern der Regierung und der Universität feierlich eröffnet. Der Rektor der Warschauer Universität, Prof. Szlagowski, ein höherer katholischer Geistlicher, hielt eine bemerkenswerte Ansprache, in der er u. a. ausführte: „Das Institut für jüdische Wissenschaft hat außer für das Judentum auch für die Warschauer Universität eine große Bedeutung, weil es die Lehrtätigkeit der Universität vervollkommnet. Das Institut wird die Wissenschaft eines alten Volkes pflegen, das alle Kulturen beeinflußt hat. Die Universität ist sich dessen bewußt, daß sie durch die Gründung des Institutes um eine neue Position bereichert worden ist, eine Position, die für das Judentum wie für die allgemeine Wissenschaft gleich wichtig ist."

Die Lage in Rumänien

London, 21. Februar. (JTA.) Der Sitzung des Board of Deputies lag der Bericht des Joint Foreign Committee über die Lage der Juden in Rumänien vor. In dem Bericht heißt es, daß, abgesehen von einem antisemitischen Tumult an der Bukarester Universität und zwei Zerstörungen jüdischer Friedhöfe im vergangenen Monat keine weiteren antijüdischen Unruhen in Rumänien vorgekommen waren. Die Regierung hat nach dem erwähnten Universitätstumult die Abhaltung von Studentenversammlungen überhaupt verboten. Die Relegierung einer Anzahl Studenten der Bukarester Universität tat ebenfalls ihre Wirkung. Von den etwa 200 Studenten, die von der Polizei den Kriegsgerichten in Bukarest, Jassy und Klausenburg zur Aburteilung zugeführt wurden, sind bisher nur 28 überführt und zu Gefängnisstrafen von 6 Monaten bis zu 10 Tagen verurteilt worden. Viele der Urteile sind später vom Obersten Militärgericht gemildert worden. Dennoch herrscht unter der Studentenschaft große Empörung wegen der Urteile, die christliche Studentenliga hat ein unverschämtes Manifest veröffentlicht, in welchem unter Androhung von Repressalien die Freilassung sämtlicher verurteilten Studenten gefordert wird. Die rumänische Regierung aber hat nichts unternommen, um die tiefverwurzelten Ursachen der antisemitischen Bewegung zu beheben. Die große Mehrheit der jüdischen Studenten ist noch immer gezwungen, infolge mangelnden polizeilichen Schutzes, den Universitätsvorlesungen fernzubleiben. Jedoch fährt die Regierung fort, beruhigende Erklärungen abzugeben. Angesichts dieser nicht hoffnungslosen Lage und in Gemäßheit eines von führenden Juden Rumäniens erteilten Rates ist das Joint Foreign Committee der Meinung, daß man mit Geduld und Wachsamkeit auf eine weitere Besserung warten müsse. Das Komitee wird aber fortfahren, von der Regierung jene Politik der Reform zu verlangen, die von Herrn Titulescu in seinem letzten Schreiben an das Committee angekündigt wurde. Das Komitee hat inzwischen seinen Briefwechsel mit der rumänischen Regierung dem Völkerbund übermittelt.

Die Regierung der Sowjetunion billigt den Plan eines autonomen jüdischen Landes im fernen Osten

Moskau, 24. Februar. (JTA.) Das Präsidium des Siedlungskomitees der Regierung der Sowjet-Union, das die höchste Autorität in Kolonisationsfragen ist, hat dem Beschluß des KOMZET, der Regierungskommission für Landansiedlung und Industrialisierung von Juden, den Rayon Biro-Bidschan im Fernen Osten für jüdische Groß-Kolonisation mit dem Ziele der Schaffung eines autonomen jüdischen Landes zur Verfügung zu stellen, zugestimmt. Präsident des Siedlungskomitees, das diesen Beschluß faßte, ist der Präsident der Union der Sowjetrepubliken, Kalinin.

Tod eines weiblichen Mitgliedes der Mandatskommission. — Frau Wicksell, die Referentin über die Aguda-Petitionen

Genf, 23. Februar. (JTA.) Am 21. Februar d. J. verstarb in Schweden Frau Dr. A. Bugge-Wicksell, eine hervorragende Juristin und schwedisches Mitglied der ständigen Mandatskommission des Völkerbundes. In den Jahren 1926 und 1927 gehörte sie auch der schwedischen Delegation für die Völkerbundsversammlungen an. Innerhalb der Mandatskommission wandte Frau Wicksell den palästinischen Fragen ein besonderes Interesse zu. In der 9. und 11. Session der Mandatskommission (Juni 1926 und Juni 1927) fungierte sie als Berichterstatterin über die Petitionen der Agudas Jisroel und des Waad Hair Haaschkenasi. Ihre Berichterstattung zeugte davon, daß sie es verstanden

hat, sich in komplizierte innerjüdische Fragen, wie Schechita usw. hineinzuleben und sie mit Takt und Verständnis zu behandeln.

Schächtfrage im britischen Parlament

London, 21. Februar. (JTA.) In der gestrigen Unterhaussitzung fragte Sir R. Thomas den Minister für öffentliche Gesundheit an, ob er eine Verordnung erlassen wolle, wonach die Benutzung des sogenannten „human killer", einer Vorrichtung zur Erleichterung des Todeskampfes des geschlachteten Viehs, in allen Schlachthäusern ohne Ausnahme obligat sein solle. Minister Chamberlain erwiderte, gegenwärtig benutzen mehr als 260 Schlachthäuser den „human hiller", er sehe sich aber nicht veranlaßt, die Schlachthäuser durch ein Gesetz zur Benutzung dieser Methode zu zwingen.

Brigadier-General Chartrie referierte über die zweite Lesung der Bill, die vorsieht, daß in Schottland in allen Schlachthäusern der Blutentziehung eine mechanische Betäubung vorangehen müsse. Eine Klausel in diesem Gesetz besagt ausdrücklich, daß auf die Schächtung nach jüdischem Ritus diese Vorschrift keine Anwendung finde. Die Bill wurde mit 118 gegen 11 Stimmen in zweiter Lesung verabschiedet.

Eine Synagoge in Amerika durch Feuer zerstört. — Der Rabbiner birgt die Thorarollen unter Lebensgefahr

Neuyork, 15. Februar. (JTA.) In der Stadt Fall River im Staate Massachusets ist der erst im September v. J. eingeweihte Tempel „Beth El" bei einem Riesenbrande, der sechs Häuserblocks vernichtete, bis auf den Grund abgebrannt. Der Bau der Synagoge kostete 100 000 Dollar, das Gebäude war aber nur auf 35 000 Dollar versichert. Als der Tempel schon in hellen Flammen stand, stürzte der Rabbiner der Tempelgemeinde, Norton Goldberg, in den ganz in Rauch gehüllten Gebetraum und barg die gefährdeten Thorarollen unter Gefahr des eigenen Lebens. Kurz nachdem der Rabbiner und der ihm assistierende Tempeldiener, Samuel Slotoff, mit den geretteten Thorarollen das Gebäude verließen, war die Decke eingestürzt.

Sir Alfred Mond wieder in Palästina. — Palästinische Araber begrüßen ihn als den Repräsentanten einer Brudernation

Jerusalem, 23. Februar. (JTA.) Sir Alfred Mond, der sich vor wenigen Wochen kurz nach seiner Ankunft in Palästina zu einem Besuch nach dem Irak begeben hatte, ist nun wieder in Palästina eingetroffen. Auf dem Wege nach Jerusalem verweilte er in den alten jüdischen Kolonien Ober-Galiläas und gab seiner Bewunderung über deren Blüte und gute Organisation Ausdruck.

In Bouziah wurde Sir Alfred Mond von dem Beduinenscheich des Huleh-Distrikts feierlich vor dem versammelten Stamm begrüßt. Der Scheich veranstaltete zu Ehren des Gastes eine Empfangsfestlichkeit. Der Scheich des der jüdischen Kolonie Rosch Pinah benachbarten arabischen Dorfes begrüßte Sir Alfred Mond als den Repräsentanten der jüdischen Brudernation, die mit dem Arabertum an der gemeinsamen Aufgabe des Wiederaufbaus Palästinas arbeitet.

Am Dienstag, den 21. Februar, begab sich Sir Alfred Mond nach der Ebene Jezreel zur Pflanzung des ersten Baumes des Balfour-Waldes, der in der Kolonie Jinjar auf dem Boden des jüdischen Nationalfonds zu Ehren Lord Balfours angelegt wird.

Jerusalem, 23. Februar. (JTA.) Sir Alfred Mond, der wieder in Jerusalem eingetroffen ist, verhandelt mit jüdischen Fabrikanten über die Bildung einer Gesellschaft für Absatz der Palästina-Produkte im Ausland. Sir Alfred Mond sagte, er beabsichtige, die Unterbringung der Palästina-Tabake auf dem englischen Markte durch Vermittlung der Bernhard-Baron-Zigaretten-Industrie zu organisieren.

Die Einweihung des Balfour-Waldes in Palästina

Jerusalem, 24. Februar. (JTA.) Am Donnerstag, dem 23. Februar, mittags, wurden bei strömendem Regen die ersten Bäume zum Balfour-Wald in der jüdischen Kolonie Jinjar in der Nähe von Nazareth im Emek Jezreel gepflanzt. Den ersten Baum pflanzte der Oberkommissar Feldmarschall Lord Plumer, den zweiten Sir Alfred Mond, es folgten das Mitglied der Zionistischen Exekutive Harry Sacher, der Leiter des Jüdischen Nationalfonds N. M. Ussischkin, der Vorsitzende des Waad Leumi David Yellin, Lady Plumer, Lady Mond, Lady Erleigh, die Tochter von Mond. Da wegen des schlechten Wetters ein längerer Aufenthalt an der Pflanzungsstelle nicht geboten war, wurden die Festansprachen während des in Nahalal, der jüdischen Kwuzah im Emek, arrangierten Frühstücks gehalten.

Feuilleton

Das ganze Jahr betrunken und am Purim nüchtern

Von Jizchok Leib Perez

Es ist ein verbreitetes jüdisches Sprichwort; man sollte aber auch wissen, woher es kommt.

In den Tagen des Rabbi Chaim Vital lebte in der Stadt Zfas ein junger Mann, der, auf keinem von uns sei es gesagt, kaum ein Jahr nach seiner Hochzeit Witwer wurde. Der junge Mann glaubte, daß für ihn die Welt untergegangen sei, daß ebenso, wie es am Himmel nur eine Sonne gäbe, seine Frau die einzige Frau auf der Welt gewesen sei. Nun ging er hin, verkaufte seine ganze Habe und übergab den Erlös dem Rektor der Jeschiwe von Zfas mit der Bedingung, daß man ihn in die Jeschiwe aufnehme, ihn dort mit den anderen Schülern ernähre und ihm eine eigene Kammer zuweise, wo er in völliger Einsamkeit lernen könnte.

Der Rektor nahm die Schenkung an und ließ auf den Dachboden der Jeschiwe einen eigenen Bretterverschlag für den jungen Mann bauen und ihm einen Strohsack und ein Waschgeschirr geben. Und der junge Mann ging ans Lernen. Außer am Sabbat und an den Feiertagen, wo er bei den Bürgern der Stadt zu Gast geladen war, sah er keinen lebenden Menschen; das Essen für die ganze Woche und das reine Hemd für den Sabbat oder Festtag pflegte ihm der Schuldiener hinaufzubringen. Und wenn der junge Mann seine Schritte auf der Treppe hörte, wandte er sich jedesmal zur Wand und stand, das Gesicht der Wand zugekehrt, bis der Schuldiener wieder hinausgegangen war und die Türe hinter sich verschlossen hatte.

Mit einem Wort — er wurde ein Porusch.[1]

Anfangs glaubten die Leute, daß er es nicht lange aushalten würde; er war ja vorher so lebenslustig gewesen. Es verging eine Woche, und noch eine Woche, und der Porusch saß noch immer da und studierte. Selbst um Mitternacht hörte man draußen auf der Straße, wie er mit trauriger Stimme lernte, oder man sah ihn am Fensterchen seiner Bodenkammer stehen und zum Himmel emporschauen. Das gefiel den Leuten, und sie fingen zu hoffen an, daß aus dem Porusch dereinst ein Großer in Israel und vielleicht gar ein Kabbalist und Wundertäter werden würde. Man berichtete das auch dem Rabbi Chaim Vital. Er aber schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn er es nur aushält..."

Nun geschah ein kleines Wunder. Des Schuldieners Töchterlein, das dem Porusch manchmal das Essen hinaufbrachte, hatte das Verlangen, den Porusch wenigstens einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Was tat sie? Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und trug ihm seinen Brei barfuß hinauf: sie schlich so leise, daß sie ihr eigen Herz klopfen hörte. Nun erschrak sie aber vor ihrem eigenen Herzklopfen, stürzte die Treppe hinunter und war nachher einge Monate krank. In ihrem Fieber erzählte sie die ganze Geschichte, und die Leute glaubten von nun an noch stärker an den Porusch und hofften mit noch größerer Ungeduld, daß er sich als heiliger Mann offenbaren werde.

Auch das berichtete man dem Rabbi Chaim Vital. Er schüttelte wieder den Kopf, seufzte und sagte: „Wenn er nur die Kraft dazu hat!" Und als man in ihn drang, daß er diese Worte erkläre, sagte er noch: „Da sein erster Entschluß nicht vom Himmel kam, wird er großen Versuchungen ausgesetzt sein. Daß er nur nicht strauchle..."

*

Rabbi Chaim Vital pflegte aber nichts so ins Blaue hinein zu sagen!

Einmal sitzt der Porusch, in ein Buch vertieft, in seiner Kammer, als er plötzlich draußen vor der Türe etwas picken hört. Ihn befällt eine Unruhe. Es pickt aber immer weiter und weiter. So erhebt er sich von seinem Platz, vergißt sogar das Buch zuzumachen und öffnet die Türe. Und wie er die Türe öffnet, steht draußen ein Truthahn. Und er läßt den Truthahn ein. Nun kommt ihm der Gedanke, daß es ganz gut wäre, wenigstens eine lebende Seele in seiner Kammer zu haben. Seine Frau pflegte ja Singvögel zu halten... Der Truthahn kommt in die Kammer und setzt sich ganz still in einen Winkel. Der Porusch grübelt, was das bedeuten mag und setzt sich schließlich wieder an sein Buch. Und wie er so sitzt, fällt ihm ein: bald ist ja Purim, und darum hat ihm der Himmel zum Lohn für sein Lernen einen Truthahn geschickt. Was wird er aber mit dem Truthahn anfangen? Wenn ihn jemand zum Purim einlädt — sagte er sich — und vielleicht gar ein armer Mann, so wird er am Vorabend den Truthahn hinschicken und am nächsten Tage auch selbst etwas davon haben. Seitdem seine Frau gestorben ist, hat er noch kein einziges Mal Geflügel gekostet. Und wie er sich das denkt, läuft ihm schon das Wasser im Munde zusammen. Er wirft einen Blick auf den Truthahn und sieht, daß der Truthahn ihn so freundlich anschaut, als ob er seinen Gedanken erraten hätte und sich freute, daß ihm die Gnade bevorstehe, vom Porusch gegessen zu werden. Nun kann sich der Porusch nicht länger beherrschen. Er blickt jeden Augenblick vom Buche auf und schaut den Truthahn an. Und es scheint ihm, daß der Truthahn ihm zulächelt. Er erschrickt ein wenig, hat aber doch ein gewisses Vergnügen daran, daß ein lebendiges Wesen ihm zulächelt...

Und ebenso ist es auch beim Nachmittags- und Abendgebet. Während des Gebets der Achtzehn Segenssprüche kann er sich unmöglich beherrschen und schaut jeden Augenblick zum Truthahn hinüber. Und der Truthahn lächelt ihm immer zu. Plötzlich kommt es dem Porusch vor, als ob er dieses Lächeln schon seit langer Zeit kennte... Als ob der Schöpfer der Welt, der ihm seine Frau genommen hatte, ihm ihr liebliches Lächeln geschickt hätte, damit es ihn in seiner Einsamkeit tröste. Und er gewinnt den Truthahn lieb und sagt sich, daß es doch gut wäre, wenn ihn zum Purim ein Reicher einladen würde und der Truthahn am Leben bleiben könnte...

Wie wir später sehen werden, kam ihm dieser Wunsch in einem glücklichen Augenblick. Indessen brachte man ihm, wie jeden Tag, eine Schüssel Brei und ein Stück Brot hinauf. Er wusch sich die Hände und begann zu essen.

Wie er aber das Stück Brot in die Hand nahm, kam der Truthahn uas dem Winkel heraus und fing zu picken an, womit er sagen wollte, daß auch er Hunger habe. Und er stellte sich vor den Tisch. Denkt sich der Porusch: „Soll er nur essen, ich werde daran nicht zu Grunde gehen..." Er stellte

[1] Porusch — eigentlich „Abgesonderter", ein Mann, der seine Frau verlassen und, ohne von ihr geschieden zu sein, als Art Mönch ausschließlich dem Gebet und dem Studium lebt.

Blätter für die jüdische Frau

Nr. 4 München, 2. März 1928

Frauenarbeit in Palästina

Von Gerda Arlosoroff

Der Bund zionistischer Frauen gab sein 9. Rundschreiben heraus. Wir entnehmen ihm diesen Auszug eines Referates.

Heute, wo wir in Palästina mitten in der praktischen Arbeit stehen und auf vielen Gebieten Versuche gemacht und Erfahrungen gesammelt haben, haben wir es nicht mehr mit einigen theoretischen Problem-Komplexen zu tun, sondern mit praktischen Fragen, die sämtlich auf ihre Lösung warten.

Die Frauenarbeit in Palästina ist kein für sich abgesondertes Gebiet, nur von Frauen und für Frauen, die mit der praktischen Arbeit insgesamt nichts zu tun hat. Sie ist ein Teil unserer Kolonisation überhaupt, der zufällig oder nicht zufällig von Frauen und für Frauen gemacht wird. Wir haben Frauenfragen in Palästina seit dem Beginn unserer Arbeit überhaupt. Nicht eine Frauenbewegung im europäischen Sinn, z. B. der Gleichberechtigung, des Wahlrechts, sondern wir haben es de facto mit Kolonisationsproblemen bei Frauen zu tun. Die Frage der politischen Gleichberechtigung der Frau ist bei uns mit dem Beginn der zionistischen Organisation gelöst. Wir haben aktives und passives Wahlrecht. Wenn es in Palästina auch eine Frauenorganisation für das Stimmrecht gibt, so hat dies mit dem konfessionellen Recht zu tun, da in diesem Rabbinatsgesetz die Frauen noch eine abhängige Stelle einnehmen. Doch auch hier herrscht bereits die Tendenz, eine Modernisierung durchzuführen. Dieses ist ein besonderes Kapitel.

Wichtig ist vor allem die berufliche Ausbildung in Palästina. Als die zionistische Organisation an die praktische Arbeit heranging, konzentrierte sie sich darauf, eine Landwirtschaft zu schaffen.

Zwei Gesichtspunkte hat sie sofort erkannt: daß Palästina ein Agrarland ist und bleiben muß und daß eine Renaissance des jüdischen Volkes sich nur durchführen läßt, wenn die Juden in jeder Beziehung normalisiert werden. In allen Ländern der Diaspora haben wir unter Juden Kaufleute, Akademiker und eine Anzahl Handwerker. In Palästina, wo alles von Juden gemacht werden sollte, hatten wir wahrscheinlich viel mehr Leiter der Universität als Straßenkehrer. Wir brauchen jüdische Landwirte, und es wäre die Schaffung des jüdischen Bauern sinnlos ohne jüdische Bäuerin. Dieses hat man früh erkannt und Ansätze zur praktischen Lösung gemacht. Es hat aber lange Zeit bis zum heutigen Standpunkt gedauert, bis man einen klaren Weg sah, wie man aus dem jüdischen Mädchen eine jüdische Landarbeiterin macht, die allen Anforderungen gewachsen ist. In Palästina gibt es auch die Berufe, die man im Auslande gewöhnt ist (Stenotypistinnen, Kindergärtnerinnen usw.). Was wir aber bei der Heranziehung der anderen Berufe für Frauen versuchten, ist interessant und lehrreich, besonders für die Stellen, wo man bis heute diese Fragen nicht kennt und bearbeitet.

Eine Ausbildung zu bestimmten Berufen wird in den durchschnittlichen Ländern durch Schulen vermittelt. Auch diesen Weg ist man in Palästina gegangen. Die Wizo hat die erste landwirtschaftliche Schule im nahen Osten, Nahalal, die 60 Schülerinnen ausbildet, geschaffen und erhält sie. Die Schule steht unter der Leitung von Frau Meisel-Schochat. Natürlich konnte man sich hier nicht begnügen, da diese Schule eben immer nur 60 Mädchen ausbilden kann und solche Schulen auch sehr kostspielig sind. Man mußte einen anderen Weg finden, der für uns gangbar war, und zwar nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern weil wir mit besonderen Bedingungen und besonderem Material zu rechnen haben. Es handelt sich nicht um irgendwelche Menschen, die einfach als Schüler in die Schule zu gehen haben, sondern z. B. um Studentinnen, die von der Universität kommen, um erwachsene Menschen einer hohen Kulturstufe, die in möglichst kurzer Zeit viel lernen wollen und die nicht nur darauf ausgehen, zu lernen, wie man eine Hühnerzucht macht, sondern die für den Gesamtbetrieb einer Landwirtschaft ausgebildet werden wollen. Unter diesem Gesichtspunkt entwickelte sich ein neuer Weg, um unsere Mädchen für die Anforderungen des Landes fähig zu machen. Dieser Weg bestand in der Schaffung der sogenannten Arbeiterinnenfarmen.

Solche Arbeiterinnenfarmen gab es bis vor kurzem nur wenige. In den letzten Jahren vermehrten sie sich, weil wir eingesehen haben, daß sie sich gut durchsetzen. Sie kosten verhältnismäßig wenig Geld, sind leicht rentabel und erreichen das Ziel, das uns vorschwebt. Sie sind auf sehr primitive Art und Weise hergerichtet, im besonders günstigen Falle in paar Baracken, dann werden Hühner- und Kuhställe errichtet. Man sieht darauf, daß diese Farmen in gesunden Gegenden liegen, in denen keine Malariagefahr besteht, nahe an einer Kolonie, so daß die Farmen entweder in der Kolonie oder in der nahen Stadt einen Absatzmarkt für ihre Produkte haben.

Wir können heute, nach einer jahrelangen Erfahrung, sagen, daß wir ein gut Teil von dem erreicht haben, was wir uns vorgenommen hatten. Die Mädchen, die von dort aus nach zwei bis drei Jahren nach einem Arbeitsplatz gehen, sind ein sehr gesunder, ernsthafter und arbeitsfroher Menschentypus. Dieser eine Weg scheint zu einer wirtschaftlichen Entwicklung der Frauen sehr wichtig.

Wie gut sich diese Farmen eingebürgert haben, zeigen drei Tatsachen. Erstens, daß sie nach einer kurzen Zeit sich selbst erhalten können, und das nicht nur aus den vorherigen Gründen, weil sie nämlich in eine günstige Situation gesetzt werden, sondern weil sie eine große Arbeitsfreude erzeugen, und man zeigen will, was man auch ohne Männer fertig bringen kann. Es gibt bei diesen Farmen keine Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Auch wird in diesen Farmen das Werkzeug, das Material, der Tierbestand viel sorgfältiger gehalten als in sonstigen Betrieben, weil Frauen gerade in diesen kleinen Dingen sparsamer als Männer sind und heute gelten unsere Arbeiterinnenfarmen als Betriebe, die sich viel schneller durchsetzen. Im Laufe eines jahrelangen

Ausprobierens und Erfahrung hat sich so ein klarer Weg für Mädchen ergeben, die in Palästina in die Landwirtschaft hineingehen. Sie bilden sich meistens im Ausland zwei bis drei Jahre vor auf irgendeinem landwirtschaftlichen Lehrgut, sie kommen dann nach Palästina entweder als Lohnarbeiterinnen, oder im günstigeren Fall in solch eine Arbeiterinnenfarm. Hieraus ergibt sich dann ein Material, das überall gerne genommen wird, und es ist der Weg vor hier aus gegeben, entweder zur Ansiedlung in einer Kolonie, oder als Lohnarbeiterin, oder die Heirat mit einem Landwirt. Jedenfalls kann man sich nach dieser Ausbildung eine Existenz schaffen. Diese Arbeiterinnenfarmen haben aber noch eine andere Bedeutung. Wenn man nach Palästina kommt, kann man sich doch nie im Auslande so schon den palästinischen Verhältnissen angepaßt haben, um im Lande selbst nicht noch einen Akklimationsprozeß durchmachen zu müssen, nicht nur körperlich, sondern auch in anderer Beziehung, indem man in eine ganz andere Atmosphäre hineinkommt, und diese Farmen sind eine der Zentren der palästinischen Atmosphäre. Es wird in diesen Farmen nur hebräisch gesprochen. Man beschäftigt sich dort mit sämtlichen Problemen des Landes. Es wird gelesen und gelernt. Es werden Vorträge gehalten und meistens konzentriert sich das gesamte geistige Leben einer Kolonie gerade in diesen Arbeiterinnenfarmen. Natürlich sind die Lebensbedingungen äußerst primitiv, und es ist so, daß das Vieh dort besser versorgt ist als die Menschen, denn die Kuh oder der Stier müssen in den Bilanzen ausgewiesen werden, die Menschen aber bekanntlich nicht. Eine gewisse Sicherheit ist ja insofern gegeben, als es so ist, daß, wenn für einen zu essen ist, alle zu essen haben.

Wir sahen uns auch vor der Frage, städtische Frauenberufe zu schaffen. Nun ist es so, was man in Palästina anfängt, fängt man mit sehr viel Schwung an. Die Mädchen wollen alle Arbeit leisten, die nur irgendwie in Betracht kommt (Steineklopfen, Pflügen, Bauarbeit). Das war ein schweres Problem, denn es ist natürlich so, daß auf dem Arbeitsmarkt gelernte Arbeiter es viel leichter haben als ungelernte, dagegen die ungelernte Arbeit oft viel schwerer ist als die gelernte. Als Beispiel führe ich an, daß die Mädchen z. B. bei Bauarbeiten den Arbeitern die Steine heraufreichen mußten, was natürlich weit schwieriger ist, als oben zu stehen und die Steine einzumauern. Es wurden dann ein paar Versuche gemacht, die auch geglückt sind. Z. B. hat man Mädchen als Maler ausgebildet, d. h. als Zimmerstreicherin. All dies wurde nicht unsystematisch betrieben, sondern die zionistische Exekutive verstand, daß es sich nicht um ein übliches Frauenproblem handele, sondern daß dies Kolonisationsprobleme erster Klasse sind, wenn sie nämlich Arbeit suchten und nicht fanden. Man schuf daher eine neue Stelle, ein Sekretariat für Frauenarbeit beim Arbeitsdepartement. Man machte eine Zusammenstellung alles dessen, was in Palästina notwendig war und versuchte, die Dinge wissenschaftlich anzupacken.

Da man eingesehen hatte, daß es für jüdische Mädchen leichter war, in Gruppen zusammen zu leben, beschloß man auch, die Mädchen in den Städten zusammenzuschließen und diese Gruppen schießen heute wie Pilze aus der Erde. Die Einrichtung erfolgt sehr ähnlich wie bei den Arbeiterinnenfarmen. Man erhält ein Stück Boden vom Magistrat der Stadt, und es werden ein paar Zelte oder Baracken aufgestellt. In einem Fall ist sogar schon ein richtiges Ziegelhaus vorhanden, und ferner gehört dazu ein Stück Land für Gemüsebau, Blumenzucht sowie für einen Geflügelhof. Ein Teil der Mädchen, die außen keine Arbeit finden, besorgen die Wirtschaft und die anderen gehen auf Außenarbeit. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, billiger zu wirtschaften und anderseits auch Korporationen zu gründen, die nach außen als Vertreterinnen der Mädchengruppen auftreten können. Natürlich befinden sich alle diese Dinge noch in der Entwicklung.

Wir haben eines vor den Frauen in der Diaspora voraus, daß wir auf jungfräulichem Boden bauen. Wir sind nicht behindert durch bestehende, feste Einrichtungen und können versuchen, einfach aus dem Experiment heraus von dem Ziel ausgehend, auf das wir hinstreben, eine vernünftige Ansiedlung zustande zu bringen. Heute, wo wir Erfahrungen hinter uns haben, sind wir soweit, daß wir daran gehen können, einen Austausch zu schaffen zwischen der Judenheit der ganzen Welt und Palästina. Wir können sehr viel von ihnen lernen und ihnen unsere Erfahrungen übermitteln, ganz abgesehen davon, daß, je realer Palästina wird, desto sicherer wird ihm das Interesse aller Juden sein, wie es ja auch heute schon das Interesse der Nichtjuden erweckt.

Das unbekannte Heiligtum

von Aimé Pallière

Mit einem Vorwort von Rabbiner Dr. Leo Baeck, herausgegeben vom Heine-Bund, 1927

Es ist oft geschehen und geschieht heutzutage nicht seltener, daß Juden aus Überzeugung zum Christentum übertreten. Sehr selten beobachten wir den entgegengesetzten Fall, daß Christen zum Judentum sich bekennen. Solche Wandlungen sind so ungewöhnlich, in herbster Einsamkeit vollzogen, daß ihre Bekenner — im Gegensatz zu dem ursprünglichen Judentum, das derartige Bekenntnisse nicht aufzuweisen und nicht nötig hat — die Nötigung fühlen, ihre religiöse Bekehrung den Menschen darzustellen. Ein solches Bekenntnisbuch ist die Bekehrungsschrift des Franzosen Aimé Pallière, einem Sohne der katholischen Kirche. Erschütternd durch die Bescheidenheit und Reinheit, die absichtslose Einfachheit und große Sachlichkeit, in der seine Entwicklung zum Judentum hier geschildert ist.

Er schildert die eigentümliche starke Wirkung des jüdischen Gottesdienstes auf den religiösen Menschen, dessen Kindheits- und Jugendeindrücke von der so gewaltigen katholischen Kirche geprägt worden sind. Und die unnennbare Kraft der heiligen Sprache. Wir erfahren von der seltsamen Begegnung mit Elia Benamozegh, Rabbiner und Gelehrter in Livorno, eine der eigentümlichsten jüdischen Gestalten im vorigen Jahrhundert. Mit der Zurückhaltung des souveränen Erziehers läßt er den Jüngling selber die Wahrheit suchen, der sich nach des Meisters Tode seine Grundthese ganz zu eigen macht. Sie lautet: „Die Menschheit kann zu den wesentlichen Prinzipien, auf denen die menschliche Gesellschaft beruhen soll, nicht emporsteigen, ohne Israel zu begegnen.

Israel seinerseits kann seine nationale und religiöse Tradition nicht vertiefen, ohne der Menschheit zu begegnen.“ G. W.

die Schüssel Brei mit dem Stück Brot auf den Fußboden, und der Truthahn begann zu fressen.

Am nächsten Morgen geht der Porusch zum Rektor und sagt ihm, daß er nun einen Kostgänger habe; früher pflegte er immer ein wenig von seinem Brei übrig zu lassen; heute sei es ihm aber so, als hätte er davon gar nicht gekostet. Der Rektor sieht sein hungriges Gesicht und sagt, daß er es dem Rabbi Chaim Vital melden werde, damit er zu Gott bete, daß er vom bösen Geist erlöst werde. Indessen werde er Befehl geben, daß man ihm täglich zwei Schüsseln Brei und zwei Stück Brot hinaufbringe, damit es für beide reiche. Als man Rabbi Chaim Vital im Namen des Rektors die Geschichte vom Kostgänger meldete, schüttelte er wieder den Kopf, seufzte und sagte: „Jetzt fängt es erst an!"

Nun bekommt der Porusch doppelte Portionen. Er wird satt, und auch der Truthahn wird satt. Der Truthahn wird sogar fett. Und nach ein paar Wochen gewöhnte sich der Porusch schon so sehr an den Truthahn, daß er jeden Tag zu Gott betete, es möchte ihn doch ein Reicher zum Purim einladen, damit er den Truthahn nicht zu opfern brauchte.

Wie gesagt, geschah es nach seinem Wunsch. Einer der reichsten Bürger hatte ihn zum Purim eingeladen. Und da gab es nicht nur Truthahnbraten, sondern auch allerlei andere gute Speisen und Getränke, wie es ein König vermochte. Es kamen auch gute Purimspieler hin, um den Hausherrn mit seiner Familie und alle Gäste, die zu ihm abends nach dem Purimmahl gekommen waren, zu erfreuen. Und unser Porusch war guter Dinge, trank und aß nach Herzenslust; vielleicht trank er sogar mehr als er aß, denn der Wein war süß und würzig und erwärmte ihm das Herz und die Glieder.

Und plötzlich wurde es ganz anders.

Es begann das Purimspiel von Achaschwerosch und Esther... Die Königin Waschti will nicht den Wunsch des Königs erfüllen und vor den Gästen so, wie sie Gott erschaffen hatte, erscheinen... Und bald darauf findet Esther Gnade in den Augen des Königs... Man übergibt sie dem Hüter der Weiber... Sechs Monate wird sie mit Myrrhen gesalbt und sechs Monate mit anderen Spezereien. Und unserem Porusch wird es plötzlich so heiß in allen Gliedern und finster vor den Augen und eng im Herzen. Und in der Finsternis flogen vor seinen Augen rote Bänder und Flammenzungen, und ihn überkam plötzlich eine starke Begier, heimzukehren auf den Dachboden der Jeschiwe, in seine Kammer, in seinen stillen Winkel... zum Truthahn... Und er konnte es nicht aushalten, sprang noch vor dem Tischgebet auf und lief nach Hause.

Er kommt in seine Kammer, blickt in den Winkel, wo der Truthahn gesessen hatte, und erstarrt: der Truthahn hat sich in ein Weib verwandelt; in ein Weib, so schön von Angesicht, wie es die Welt noch nie gesehen hat. Und er erzittert am ganzen Leib. Und das Weib geht auf ihn zu und umschlingt mit ihren weißen, warmen, bloßen Armen seinen Hals, und der Porusch zittert noch mehr

und fängt zu flehen an: „Nur nicht hier, nur nicht hier, es ist eine heilige Stätte, heilige Bücher liegen hier herum." Sie flüstert ihm aber ins Ohr, daß sie die Königin von Saba sei, daß sie ganz in der Nähe der Jeschiwe, im hohen Schilf am Flusse ihren kristallenen Palast habe, den ihr einst König Salomo geschenkt hatte... Und sie zieht ihn mit, daß er zu ihr in ihren kristallenen Palast mitkomme.

Er wankt und geht...

Am nächsten Morgen war der Porusch verschwunden. Als man das Rabbi Chaim Vital hinterbrachte, sagte er, man möchte das Flußufer absuchen. Und man fand ihn mehr tot als lebendig im Schilfe...

Man rief ihn ins Leben zurück, aber von nun an begann er zu trinken...

Und Rabbi Chaim Vital sagte, daß das von seiner großen Sehnsucht nach der Königin von Saba käme, solange er trinke, sehe er sie. Man solle ihm das ganze Jahr das Trinken nicht verwehren, das ganze Jahr mit Ausnahme des Tages von Purim; denn am Purim sei ihr eine große Gewalt über ihn gegeben.

Daher kommt eben das Sprichwort: „Das ganze Jahr betrunken und am Purim nüchtern."

Jüdische Schwänke

Wir bringen nachfolgend einige Stücke aus dem im Verlag R. Löwit (Wien) erschienenen Buch: Jüdische Schwänke, das eine recht umfangreiche Sammlung köstlichen jüdischen Humors enthält. Zugrunde gelegt ist im wesentlichen das schon früher in jiddischer Sprache erschienene Buch „Rosinkes und Mandeln" von Dr. Olsvanger. Die Herausgeber und Übersetzer Dr. Max Präger und Dr. Siegfried Schmitz haben sich bemüht, durch sorgfältige Übersetzung, Auswahl und Bearbeitung auch dem deutsch-jüdischen Leser ostjüdischen Witz und Laune zugänglich zu machen. Streng zu scheiden ist diese Gruppe von „Witzen" von jener, die man vielfach unter der Bezeichnung „jüdischer Witz" in Kabaretts und ähnlichen Unternehmungen geradezu bis zum

Überdruß vorgesetzt erhält, und in denen in billigster und abgeschmacktester Weise in üblem Gemauschel dem Gefallen eines minderwertigen Publikums Rechnung getragen wird. In der vorliegenden Sammlung dagegen handelt es sich um ursprünglichen, ganz im ostjüdischen Milieu verwurzelten Humor, der eben entstehen konnte durch die bei ihnen besonders ausgeprägte Neigung, der Umwelt und den Mitmenschen die jeweils eigenartig-komische Seite abzuschauen. In häufig wiederkehrender Weise sind es dieselben Typen, die zur Satire und zur Verulkung Anreiz geben, der Schadchen, der Reiche, der Schnorrer, die an sich schon lachhafte Gestalt eines jüdischen Diebes, der Wunderrabbi usw. Aber auch individualisierte Schwankgestalten treten auf, an die sich eine Fülle grotesker Erzählungen und Streiche knüpfen. Namen wie Herschel Ostropoler und Mottke Chabad mit ihren zahlreichen Späßen oder die Bürger von Chelm, die an Geist mit ihren Schildaer Kollegen wetteifern. Wir glauben, daß diese neue Sammlung allen Freunden echten Humors viel Freude machen wird.

Die Disputation

In einer jüdischen Gemeinde ließ der Gutsherr, von dessen Wohlwollen die Juden abhingen, bekannt machen, der katholische Priester wolle mit den Juden eine Disputation in hebräischer Sprache abhalten; der Geistliche erkläre, besser Hebräisch zu können, als alle Juden; daher müßten die Juden einen Mann für diese Disputation stellen. Einer würde den anderen fragen und wer das erste Wort nicht wisse, dem werde der Henker den Kopf abschlagen. Wenn die Juden jedoch keinen Mann zur Disputation stellen, so würden sämtliche Juden der Gemeinde getötet werden. Dieser Erlaß schuf in der Judengemeinde panischen Schrecken. Was tun? Weiß der Teufel, am Ende kann der Pfaff wirklich was! Und wenn er nun eine Frage stellt, die der Jude nicht beantworten kann, kommt ein unschuldiger Jude ums Leben. Es wurde eine Versammlung der ganzen Gemeinde in die Synagoge einberufen, um einen Delegierten für die Disputation zu wählen. Aber niemand wollte die Wahl annehmen. Da steht ein Fuhrmann auf, ein Amhoorez[1], wie er im Buche steht, und sagt: „Was kann das schaden? Ich gehe, ich hab' vor Pfaffen nie Angst gehabt!" Alle widersprachen: „Das ist nicht möglich, wie kannst du hingehen? Du bist doch ein Am-hoorez, wie es keinen größeren gibt!" Aber der Fuhrmann ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen und schließlich ließ die Gemeinde dem Gutsherrn sagen, der Fuhrmann Itsche sei der Mann, den sie für die Disputation mit dem Geistlichen stelle. Am nächsten Tag fand die Disputation auf dem Schloß des Gutsherrn statt. Eine ungeheure Menschenmenge, Adelige, Geistliche, Bauern und natürlich die ganze Judengemeinde hatten sich versammelt. Rechts steht der Geistliche, links der jüdische Fuhrmann, in der Mitte der Henker mit erhobenem Beil. Der Jude hat die erste Frage; er fragt den Geistlichen: „Was heißt enejni jodea?[2]" — „Ich weiß nicht" — antwortet der Geistliche. Wie der Henker das Wort „ich weiß nicht" hört, schlägt er dem Geistlichen den Kopf ab. Jubel bei den Juden; Itsche, der Fuhrmann, hat die Gemeinde gerettet! Nun wird der Retter gefragt: „Wie bist du auf diese gescheite Frage gekommen, du bist doch im Schrifttum ein Tölpel?" — „Ganz einfach!" — antwortet der Fuhrmann — „Ich hab' als Kind einen Rebben[3] gehabt, den hab' ich einmal gefragt, was ‚enejni jodea' heißt, da hat er gesagt: ‚ich weiß nicht'. Nun — wenn es der Rebbe selber nicht weiß, wird's da der Pfaff wissen?"

[1] Unwissend im religiösen Schrifttum.

Der gelehrige Schadchen

Ein alter Schadchen wollte sich zur Ruhe setzen und führte seinen Sohn in die Geheimnisse des Berufes ein. Er nahm ihn überall mit, damit der Sohn lerne, wie man eine Heirat zustande bringt, und gab ihm allerhand Winke und gute Lehren. Vor allem schärfte er ihm ein: „Ein Schadchen muß immer übertreiben. Wenn ein Mädchen, sagen wir, tausend Rubel Mitgift hat, muß der Schadchen sagen, sie hat dreitausend. Von nun ab wirst du, wenn du mit mir gehst, alles, was ich sage, bekräftigen und dabei ordentlich übertreiben; daraus werden ich erkennen, ob du für den Beruf taugst."

Der Junge prägte sich das gut ein. Einmal kam er mit seinem Vater zu einem reichen Juden, um ihm eine Partie für seinen Sohn anzutragen. Zuerst legte, wie gewöhnlich, der Alte los: „Sie müssen wissen, das Mädchen ist aus einer vornehmen Familie." Darauf der Junge: „Was heißt vornehme Familie? Jüdische Adelige!" — „Die Leute sind reich." — „Was heißt reich? Milliardäre!" — „Und das Mädchen ist gar nicht übel." — „Was heißt nicht übel? Eine bekannte Schönheit." — „Nur einen kleinen Fehler hat sie" — fügt der Alte hinzu — „sie hat ein ganz kleines Höckerchen." — „Was heißt Höckerchen" — „einen Buckel, so groß wie ein Berg!"

Das Testament

Der reichste Jude der Stadt ist gewöhnlich das größte Schwein. So auch der, von dem ich hier erzähle; ein Almosen oder ein Darlehen von ihm zu bekommen, kostete Schweiß und Blut. Eines Tages wurde dieser Reiche schwer krank. Der Bader und der Arzt wurden gerufen, doch es wurde immer ärger. Der Reiche fragte den Doktor, wie es stünde; der antwortete: „Da gibt es nur

[2] Hebräisch „ich weiß nicht".
[3] Lehrer (Melamed).

eine Hilfe: schwitzen; dann kann noch alles gut werden.“ Und er verschrieb ihm Medikamente zum Schwitzen. Der Reiche schluckte sie kiloweise und wartete auf den Schweiß wie auf den Messias.

Als die Juden der Stadt hörten, es stehe schlecht mit dem Reichen, machten Sie sich Hoffnung, vielleicht wenigstens in seiner Sterbestunde von ihm etwas für die Gemeinde herauszubekommen. Eine Deputation jüdischer Bürger ging zu dem Kranken und redete ihm zu, für alle Fälle ein Testament zu machen. Der Reiche entgegnete, er brauche kein Testament: „Alles gehört meinem einzigen Sohne.“ Da redete ihm die Deputation ins Gewissen: „Das ist nicht recht; du mußt ein Testament machen und darin etwas der Judengemeinde hinterlassen.“

Sie redeten ihm solange zu, bis er einwilligte, ein Testament zu machen und der Gemeinde ein altes, baufälliges Haus für ein Greisenasyl oder etwas Ähnliches zu verschreiben. Die Deputation freute sich, daß sie wenigstens so viel aus ihm herausbekommen hatte, und setzte sich zum Schreiben nieder. Wie sie gerade beginnen, schreit der Reiche: „Halt, nicht schreiben: ich schwitz' schon!“

Der Blick

Eines Tages kommt ein Wunderrabbi in eine kleine Judengemeinde. Er schickt seinen Diener ins Hotel, um für den Rabbi eine Schlafgelegenheit vorzubereiten. Wie der Diener zum Wirt kommt, sagt der: „Ich habe nur ein Zimmer; darin wohnt ein Gutsbesitzer und den will und kann ich nicht wegschicken.“ — „Was heißt, du kannst nicht? Wenn der Rebbe befiehlt, gibt es doch kein: ich will nicht, ich kann nicht!“ Der Wirt ist in Verlegenheit: der Rebbe befiehlt, da paßt es doch nicht nein zu sagen; schließlich ist es doch ein Rebbe; aber anderseits — der Gutsbesitzer, der Teufel soll ihn holen, ist ja doch der Gutsbesitzer! Endlich entschließt sich der Wirt, zum Gutsbesitzer zu gehen; er trägt ihm die Sache vor und bittet ihn, er möge so freundlich sein, das Zimmer dem Rebben abzutreten. Der Gutsbesitzer macht sich natürlich nichts aus dem Rebben, wirft den Wirt zur Tür hinaus und legt sich schlafen.

Wie der Diener des Rebben wiederkommt, erzählt ihm der Wirt, was geschehen ist. Der Rebbe läßt dem Wirt sagen, er müsse das Zimmer haben, in dem der Gutsbesitzer wohnt; sonst werde der Wirt große Unannehmlichkeiten haben. Schweren Herzens entschließt sich der Wirt, noch einmal zum Gutsbesitzer ins Zimmer zu gehen und seine Bitte zu wiederholen. Der Goj wird wütend, heißt den Juden zu allen Teufeln gehen und schreit ihn an, er möge nicht wagen, noch einmal mit dieser Sache zu kommen. Wie das der Rebbe hört, macht er sich zusammen mit dem Diener auf und geht zum Wirt. Er läßt ihn rufen und sagt: „Ich werde selbst zum Gutsbesitzer gehen und ihm befehlen, sich davonzumachen; wenn der Rebbe es befiehlt, hilft kein Gutsherr und kein Kaiser.“

Wie der Rebbe und sein Diener ins Zimmer zum Gutsherrn kommen, geht der auf den Rebben los und will ihm eine Ohrfeige geben. Er hebt die Hand — sie wird starr und unbeweglich. Wie das der Gutsherr merkt, bekommt er Angst vor dem Rebben und bittet um Gnade; der Rebbe möge seine Hand wieder beweglich machen. Der Rebbe murmelt etwas vor sich in und die Hand des Gutsherrn ist wieder gesund. Selbstredend tritt der Gutsherr das Zimmer ab und der Rebbe und sein Diener machen sichs bequem. Bald spricht die ganze Stadt von dem Wunder des Rebben: Ein solches Wunder! Ein solcher Rebbe! Alles läuft zum Rebben und es regnet Geschenke.

Am Schabbes sitzt die ganze Stadt beim Rebben. Mitten im besten Essen springt der Rebbe plötzlich auf und ruft: „Gewalt, Juden, Hilfe: dort im Wald steht ein Jude und würgt an einem Knochen!“ Was sagt ihr zu dem Blick des Rebben? Der Wald war ungefähr drei Meilen von der Stadt entfernt. Die ganze Stadt läuft in den Wald und richtig — genau an der Stelle, die der Rebbe bezeichnet hat, steht ein Jude und würgt an einem Knochen. Nur eine Minute später — und er wäre erstickt. Natürlich gerät die ganze Stadt in Aufruhr — ein solcher Rebbe, ein solcher Wundermann! Die Geschenke fliegen nur so.

Habt ihr schon von so einem Rebben gehört?

Nur keine Sorge! Eine Woche später saßen der Rebbe, der Diener, der Gutsbesitzer und der Jude, der an dem Knochen gewürgt hat, — alle miteinander im Gefängnis.

Depeschenwechsel

Ein Kaufmann hatte einen Kunden, der ihm seit Monaten einen größeren Betrag schuldig war. Er hatte ihm schon mehrere Mahnbriefe geschrieben, aber es rührte sich nichts. Einmal, als der Kaufmann sehr notwendig Geld brauchte, beschloß er, den säumigen Schuldner telegraphisch zu mahnen. Er sagt seinem Angestellten, er möge das Telegramm aufsetzen. Der überreicht dem Chef das Konzept, welches zehn Worte enthält. Wütend fährt ihn der Chef an: „Bist du verückt? Das Telegramm kostet doch 60 Groschen! Ein Telegramm muß kurz, scharf und deutlich sein! Da, schau her, ich werde dirs zeigen!“ Und er schreibt ein Wort: „Nu?“

Dieses Telegramm gibt der Angestellte auf und nach ein paar Stunden kommt das Antworttelegramm; der Kaufmann öffnet es; es enthält zwei Worte: „Nu, nu!“

Gemeinden-u. Vereins-Echo

Bar-Kochba, Leichtathletikabteilung. Am 20. Mai findet endgültig der große Staffellauf Grünwald-München, statt. Der Wert dieses Propagandalaufes ist dieses Jahr um so größer, führt doch der Weg vom Start bis zum Ziel durch die bekanntesten Straßen der Stadt. Wir müssen heuer unter allen Umständen daran teilnehmen. Es ist dies nur möglich, wenn alle Aktiven das nötige Training restlos mitmachen. Bar-Kochba muß wieder bei diesen großen und ausschlagggebenden Veranstaltungen vertreten sein und es ist Pflicht unserer Mitglieder, uns dabei zu unterstützen. Das erste Spezialtraining findet unter Leitung des Sportlehrers Veith (D. S. V.) am Dienstag, dem 6. ds., abends 7.30 Uhr, in der Turnhalle der Luisenschule, statt. — Am Sonntag, vormittags 10 Uhr, auf unserem Platz (Säbenerstraße) Handballtraining. Vollzähliges und präzises Erscheinen unbedingt erforderlich. Am Sonntag, 11. März, Handballwettspiel gegen Postsportverein. Näheres darüber nächstes „Echo". Der Sportwart.

Bar-Kochba. Wegen Purim wurde unsere erste gesellige Zusammenkunft auf Donnerstag, den 8. März, verlegt. Wir bitten alle unsere Mitglieder, zu diesem Abend, der zugleich eine Purimfeier sein soll und im Nebenzimmer des Hotels Drei Löwen (Schillerstraße) stattfindet, zu erscheinen. Wir versprechen euch fröhliche Stunden; es ist für Vorträge, Musik und Tanz gesorgt. Gäste willkommen. Die Vorstandschaft.

Jüdischer Kulturverein J. L. Perez, München. Heute, Samstag, den 3. März 1928, abends 8.30 Uhr, veranstalten wir in unserem Vereinslokal, im Lessingsaal, Herzog-Rudolf-Straße 1, Parterre, einen gemütlichen Purim-Abend. Zu diesem Abend laden wir alle Freunde und Interessenten unseres Vereines herzlich ein. Darbietungen in zwangloser Reihenfolge. Purimzeitung, Rezitationen, musikalische Darbietungen, Büfett. Eintritt frei. Garderobe 10 Pfennig. Die Vorstandschaft.

Schachklub „Lasker", München. Jeden Mittwoch, ab 8 Uhr abends, spielen wir in unserem Vereinslokal, Restaurant „Herzog Heinrich", Ecke Landwehr- und Mathildenstraße. Gäste sind jederzeit willkommen. Die Vorstandschaft.

Jüdischer Gesangverein München. Dienstag, den 6. März 1928, abends 8 Uhr, findet in unserem Probelokal, Lessingsaal, Herzog-Rudolph-Straße 1/0, eine gemütliche Purimfeier statt mit musikalischen und deklamatorischen Darbietungen. Alle unsere Aktiven sind hierzu herzlichst eingeladen! Die Vorstandschaft.

Ostjüdische Sektion der Zionistischen Ortsgruppe Nürnberg-Fürth. Am Samstag, dem 10. März, abends 8.15 Uhr, in der Germanenhalle, Entengasse 1, veranstaltet die Zionistische Ostjüdische Sektion einen humoristischen und musikalischen Purimabend, der allen Gästen eine ausgezeichnete Unterhaltung verspricht. Für eine schöne Tombola ist gesorgt. Der Reinertrag wird dem Keren Kajemeth Lejisrael zugeführt. Programme, die zugleich als Eintrittskarten dienen, zum Preise von RM. —.50 sind erhältlich in Nürnberg: Buchhandlung Bulka, Jakobstraße 20, und H. Radoschitski, Bogenstraße 41; in Fürth: Pfrid-Hirschen-Straße 23.

Spenden-Ausweis

Würzburger Ausweis vom 26. Februar 1928

Spendenbuch: Hochzeit N. N. RM. 5.—.

Purim-Spenden: N. N. 20.—. Frau Sarah Seligsberger 10.—, Frau Erna Fließ 20.—, K. Klau 15.—, Dr. Nathansen 5.—, Karl Felsenstein (Karlstadt) 5.—, Max Stern 20.—, Frl. E. Seligsberger 10.—, N. N. 5.—, M. Wolff 5.—, W. Wolff 5.—. Zusammen: RM. 125.—.



Purimfeier

im neuen Saale der „Blüte“, Blütenstr. 18/I

am Mittwoch, dem 7. März 1928 abends 8 Uhr pr.

Heitere Aufführungen. U. a. eine lustige Offenbachpremière **„Urlaub nach dem Zapfenstreich“** Insz. von Dr. J. Waldner

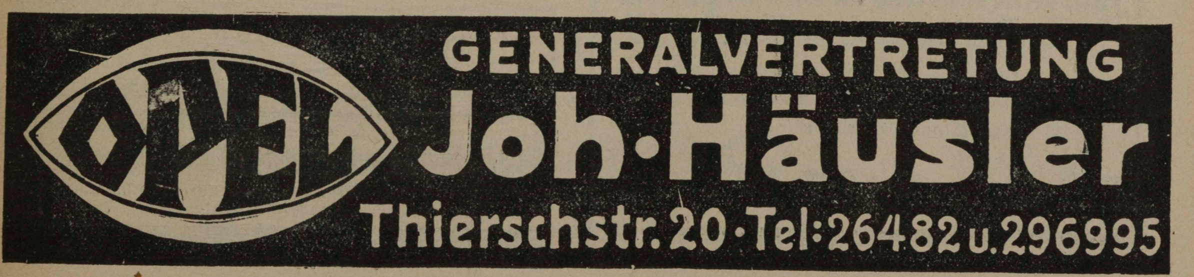
Jüd. Jugendverein München

Die Israelitische Kultusgemeinde München hat die Anstellung eines

orthodoxen rabbinischen Beamten (Dajan)

beschlossen, der mit rabbinischer Autorisation ausgestattet ist. Der Beamte wird mit der Unterstützung und Vertretung des orthodoxen Rabbiners, mit der Lehrtätigkeit an der Religionsschule Ohel Jakob, mit rabbinischen Funktionen in den Bethäusern des Ostjüdischen Synagogenverbandes und mit dem Unterricht an der Talmud-Thora-Schule betraut. Akademische Vorbildung ist erwünscht, wenn auch nicht Bedingung der Anstellung. Die Vergütung erfolgt nach Gruppe X der Besoldungsordnung.

Der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde München.



Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.